

**FREIHEIT IST NICHT SELBSTVERSTÄNDLICH**  
**Das Potsdamer Gefängnis in der Lindenstraße 54/55 – ein Ort der Mahnung**

**Horst Schüler**

*Sie kamen nachts, und sie spielten das ganze Programm ab: Das Haus war umstellt, mit schussbereiten Waffen stürmten sie die Wohnung, Handschellen klickten, Schränke und Schubladen wurden durchstößert, und dann rein in das vor dem Eingang mit laufendem Motor wartende Auto. Erste Station Bauhofstraße, dort residierte die Stasi. Foto, Verhör, Schläge. Weiter im geschlossenen Gefangenenwagen. Beim Halt nahm der Gefangene plötzlich einen seltsamen Geruch wahr. Wer einmal Machorka gerochen hat, wird ihn immer wieder erkennen. Machorka wird aus den Rippen der Tabakblätter gewonnen. Und Machorka wird nur in Russland geraucht, eingewickelt in Zeitungspapier. Herrgott, du bist beim Russen, wusste der Gefangene, noch bevor die Tür geöffnet wurde. Und Angst und Hoffnungslosigkeit ließen keinen Platz mehr für andere Gedanken.*

Ach, das ist alles fast ein Menschenleben her.<sup>1</sup> Damals stand ein Hinweisschild in der Lindenstraße, das anordnete, nur den gegenüber liegenden Bürgersteig zu benutzen. Eigentlich war das überflüssig, denn wer es vermeiden konnte, der mied die Lindenstraße sowieso. Heute wird man das kaum verstehen. Hat sich doch dieses einstige Gefängnis fast idyllisch seinen Platz im Potsdamer Stadtzentrum gesucht. Ein harmloser roter Backsteinbau, des Sommers eingebettet im dichten Grün der Linden – wer ahnt schon, dass sich dahinter die Kammern des Schreckens verbargen. Zellen und Verhörräume, in denen Frauen und Männer gequält und gefoltert wurden, nur weil sie anders dachten, anders handelten, als die Herrschenden es wollten. Dabei war es nichts Besonderes, was sie anstrebten, nur Freiheit, lediglich das sagen zu dürfen, was sie wollten, lediglich einen Staat, in dem Recht nicht das Recht einer Partei ist.

1945. Im östlichen Teil Deutschlands war die schreckliche Diktatur der Nazis von der kaum weniger schrecklichen der Kommunisten abgelöst worden. Und nirgendwo als in diesen Gefängnissen, als in Lagern wie etwa in Sachsenhausen oder Buchenwald – nirgendwo sonst wird deutlicher, wie sehr sich die Fratzen der beiden Diktaturen glichen, die im vergangenen Jahrhundert wie ein böser Albtraum über Deutschland und über Europa lagen. Die Ausstellung, die wir nachher sehen werden, sie berichtet nur über den Zeitraum, in dem kommunistische Geheimdienste die Gegner ihrer Ideologie quälten – doch, und das sage ich ausdrücklich als Vorsitzender der Union der Opferverbände kommunistischer

---

1     Ansprache in der Nikolaikirche zur Eröffnung der Dauerausstellung „Die Lindenstraße 54/55 als sowjetisches Geheimdienst- und Stasi-Untersuchungsgefängnis“. Horst Schüler war bis zum Jahr 2007 Vorsitzender der Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft (UOKG). – Die Erarbeitung der Ausstellung erfolgte gemeinsam mit dem Potsdam-Museum (Hannes Wittenberg) unter wissenschaftlicher Leitung des ZZf (Hans-Hermann Hertle). Ausstellungs-kuratorin ist Gabriele Schnell.

Gewaltherrschaft, niemals dürfen wir darüber vergessen, dass in den vorangegangenen zwölf Jahren dem von Deutschland ausgehenden politischen Terror ebenfalls Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Sie litten und starben auch in dem Gefängnis in der Lindenstraße. Ich habe 1942 meinen Vater hier zum letzten Mal gesehen, bevor er im Konzentrationslager Sachsenhausen einen elenden Tod sterben musste. Und wenige Jahre später nur, saß ich in demselben Gefängnis. Zwar trugen die Schläger, die wir heimlich „Schweinebacke“ oder „Steppenwolf“ oder „Hindenburg“ oder „Hennecke“ nannten, zwar trugen sie jetzt andere Uniformen, zwar trugen sie Hammer und Sichel an ihren Mützen, doch was den Sadismus ihres Denkens und Handelns anging, da waren sie gleiche Folterknechte wie die, die sich vorher unter dem Hakenkreuz-Symbol hier austobten. Lediglich dieser „Hennecke“ schien sich eine Ecke Mitleid in seinem Herzen bewahrt zu haben, klebte er doch stets nach den Hofgängen seine Machorka-Zigarette an die Innenseite der Zellentür, bevor er sie abschloss.

Mein Freund Heini Fritsche hat mir eine Cottbuser Zeitung von 1997 geschickt, in der Frau Herta Fittkau, verwitwete Paulig, aus ihrer Schreckenszeit gleich nach dem Krieg in der Lindenstraße berichtet.<sup>2</sup> Als sie 1949 dort eingeliefert wurde, war sie im zweiten Monat schwanger. Getan hatte sie nichts, es sei denn, man wertet es als ein Vergehen, die Ehefrau eines Mannes zu sein, der in das freie Westberlin geflohen war, um der drohenden Verhaftung zu entgehen.

„Dort, in der Lindenstraße, begann eine grausame Zeit für mich“, heißt es in ihrem Bericht. „Jeden Tag Verhöre, Schläge, auch bekam ich Wasserkarzer und musste weitere Schikanen erleiden. In der sehr kleinen Zelle befanden sich außer mir drei weitere Frauen. Im Januar 1950 verlegte man mich ins Babelsberger Krankenhaus, in dessen Kellergeschoss sich Zellen befanden.“

Dort brachte Frau Fittkau ihren Sohn Reinhard zur Welt. Eine trostlose Welt für Mutter und Kind. Nach einigen Tagen wurden beide in die Lindenstraße zurückgebracht. Monate später verurteilte ein Militärtribunal sie zu zehn Jahren Zwangsarbeit. Sie kam nach Sibirien, nach Taischet an der Grenze zur Mongolei. Als ihr Sohn zwei Jahre alt war, nahmen sie ihn der verzweifelten Mutter weg. Und erst fünf Jahre später sahen die beiden sich wieder, als sie 1956 mit den letzten deutschen Gefangenen heimkehren durften. Man kann das wahrlich nur mit Erschütterung lesen, diese erste Begegnung der Mutter mit ihrem Kind.

„Stand da ein kleines Bürschchen“, schreibt sie, „Haut und Knochen, scheu wie ein Reh... Aber er wollte nicht zu mir kommen, weinte und sträubte sich mit Händen und Füßen, als ich auch nur den Versuch machte, ihn auf den Arm zu nehmen.“ Für den Jungen war seine Mutter eine fremde Frau. Und es dauerte seine Zeit, ehe diese Fremdheit wich, ehe der Junge sich langsam an seine Mutter gewöhnte. In derselben Zeitung wird über den Landgerichtsrat Dr. Ernst Ranso-

---

2 Siehe: Cottbuser Zeitung. Heimatzeitung des Heimatkreises Cottbus e.V., Nr. 2, Juni 1997, S. 10-12.



hoff berichtet. Er entstammte einer jüdischen Familie, war Frontsoldat im ersten Weltkrieg. Die Nazis enthoben ihn aus dem Richteramt, er musste schwer in einer Kohlenhandlung arbeiten. Immerhin, Auschwitz blieb ihm erspart, wohl auch deshalb, weil seine nicht-jüdische Frau die von ihr verlangte Scheidung verweigerte. Dass ihr Mann dennoch ins Lager kam, dafür sorgten die Kommunisten. Ransohoff nämlich war Sozialdemokrat, hatte wohl auch Verbindung zum Ostbüro seiner Partei. Am 20. Mai 1949 wurde er in Cottbus verhaftet in das Potsdamer Lindenstraßen-Gefängnis gebracht und dort mittels eines so genannten Fernurteils zu 20 Jahren Lagerhaft verurteilt. Fernurteile wurden in Moskau von einer aus drei Personen bestehenden Troika gefällt – einem Juristen, einem Angehörigen des Geheimdienstes und einem der Partei. Den Menschen, den solche Gerichte verurteilten, hatten sie nie gesehen. Dr. Ransohoff kam Ende 1955 heim. Acht Jahre später starb er, an Leib und Seele gebrochen, in Berlin. Zwei Schicksale, deren Leidensweg in der Potsdamer Lindenstraße begann. Bis 1952 terrorisierte der sowjetische Geheimdienst dort Menschen, so wie er sie auch im Roten Ochsen in Halle, in Berlin-Hohenschönhausen, in Cottbus, Brandenburg, Leipzig, Dresden, Bautzen, Schwerin und anderen Städten der DDR terrorisierte. Danach übernahm der Staatssicherheitsdienst die Gefängnisse. Immerhin: Statt der Holzpritsche bekamen die Häftlinge nun Betten, statt eines Blechimers eine Toilette, und an ihre Angehörigen durften sie auch schreiben. Der Terror wurde subtiler, die Häftlinge wurden nicht mehr kaputt gefoltert, sie wurden dafür in ihrer Seele zersetzt. Terror blieb es weiterhin. Ausgeübt gegen



Frauen und Männer, die nichts weiter getan hatten, als sich Freiheit zu wünschen.

Ich gehöre zu denen, die den Terror in der Lindenstraße kennenlernten, als es ein sowjetisches Gefängnis war. Wir wurden in der Regel nur nachts verhört. Wir unterlagen jeder nur denkbaren physischen und psychischen Gewalt. Als ich einem Mithäftling gegenüber gestellt wurde, erkannte ich sein zerschlagenes Gesicht erst nach Minuten wieder. Wir waren jahrelang für unsere Angehörigen verschwunden. Wir hörten in unseren Zellen die verzweifelte Schreie der zum Tode Verurteilten. Wir litten unter unvorstellbaren hygienischen Verhältnissen. Wir lebten in ständiger Angst. Und dennoch. Allen diesen Schrecken zum Trotz entstanden in solchen Häusern auch Freundschaften, die ein Leben lang hielten. Es sind Freundschaften, die es nicht nötig haben, sich alle paar Tage zu sehen. Wir treffen uns manchmal jahrelang nicht – und wissen es trotzdem: Der da, der mit dir zusammen die Zelle teilte, der im Lager neben dir stand, auf den kannst du dich immer verlassen. Denn es ist halt schon immer so gewesen: Gemeinsam erlittenes Leid, geteilte Verzweiflung schweißt die Menschen fester zusammen als ein Leben in Sorglosigkeit es vermag.

Es ist schon seltsam und es ist vermutlich kaum erklärbar, warum es Menschen immer wieder an den Ort zurückzieht, an dem sie so Furchtbare erlebt haben. Es geht denen so, die in den Nazi-Konzentrationslagern so unendlich gemartert wurden, es geht uns nicht anders, die in den Gefängnissen der Kommunisten entwürdigt wurden, wie man Menschen nur entwürdigen kann. Vielleicht hat das

seinen Grund, dass wir nur an diesen Orten derer richtig gedenken können, die nicht das Glück hatten, dem ständig hinter uns lauernnden Tod zu entrinnen. Die historische Erforschung und Aufarbeitung dieses Hauses Lindenstraße 54/55, von 1734 bis 1737 erbaut, seit 1820 Potsdamer Stadtgericht und Gefängnis mit anfangs neun Zellen – diese Aufarbeitung ist noch längst nicht beendet. Was wir heute erleben, ist eine Etappe nur. Besonders die NS-Zeit, als hier zuerst ein Erbgesundheitsgericht tagte, das auch über Zwangssterilisationen entschied und später, als die Lindenstraße ein politisches Gefängnis war, besonders diese Zeit bedarf noch eingehender Forschung. Doch heute schon möchte ich mich im Namen meiner Kameradinnen und Kameraden, die hier gelitten haben, bedanken. Vor allem bei Frau Gabriele Schnell, bei Herrn Dr. Hans-Hermann Hertle, bei Frau Ministerin Professor Dr. Johanna Wanka, bei Ihnen sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Jann Jakobs, bei Frau Dr. Anne Kaminsky, Geschäftsführerin der Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur und überhaupt bei allen, die in oft mühevoller Arbeit dafür gesorgt haben, dass dieses Gefängnis Lindenstraße endlich beginnt, ein Ort der Mahnung zu werden. Mahnung besonders für junge Menschen, niemals zu vergessen, dass Freiheit nicht selbstverständlich ist, wie es ihnen vielleicht manchmal scheinen mag. Freiheit hat ihren Preis. Und manchmal muss sie erkämpft werden, manchmal sogar unter Einsatz des eigenen Lebens.



Ausstellungsbereich sowjetisches Geheimdienstgefängnis: Zwischen 1950 und 1952 wurden in der Lindenstraße 54/55 mehr als 80 Menschen zum Tode verurteilt und in Moskau hingerichtet